

Volker Heigenmooser: Italienische Reise. (Non) in memoriam G."

Begonnen 1980, überarbeitet 1985, neuerlich bearbeitet 2009, abgeschlossen Februar 2010. Mit Dank an Tim Schomacker und die Teilnehmerinnen und Teilnehmern an der „work in progress“- Veranstaltung in der Bremer Stadtbibliothek für die Hilfe bei der Lösung des Schlussproblems.

Volker Heigenmooser

Da ich, schrieb G., meine flüchtigen Bemerkungen dieser Tage zusammenbringe, schreibe und hefte, so findet sich's, dass sie beinahe ein Buch werden, ich widme es dir. So wenig es ist, wird es dich erfreuen und wird mir in der Folge Gelegenheit geben, besser, ordentlicher und ausführlicher zu erzählen. Ich werde von Zeit zu Zeit einen Rasttag machen und das Vergangene in Ordnung bringen, denn in die Weite geht's nicht und man mag zuletzt die einzelnen Blätter nicht mehr ansehen. Ich bin wohl, freien Gemüts und an diesen Blättern wirst du sehen, wie ich die Welt genieße.

G. blätterte in seinen Tagebuchnotizen und fragte sich ernsthaft, ob er mit den Notaten seiner Reise weitermachen sollte. Er fragte sich, ob es nicht besser wäre, die Blätter aus der Hand zu legen und das Geschehene geschehen sein zu lassen. Da dachte er an seinen Nachruhm. Na dann, fluchte G.

Es war Karfreitag, der Tag, an dem unser HERR jedes Jahr mit wechselndem Datum hingerichtet wird. Das Beste daran war, dass sich überhaupt niemand davon stören ließ, dass dieser Tag ein Hinrichtungsgedenktag war.

Es war kalt an diesem Freitagmorgen und G. war ziemlich übellaunig. Er wollte endlich wieder einmal duschen. Das Badezimmer war kalt und die Dusche lieferte nach der Einseifprozedur lediglich kaltes Wasser. G. war aber danach wach und ganz fröhlich. So konnte er an das Frühstück aus altem vertrocknetem Weißbrot und zwei etwa kleinfingerdicken Scheiben ausgefetteter Salami gehen. Zur Flüssigkeitszufuhr stand ihm ein Magermilchjoghurt zur Verfügung. G. tat sich also, so gut er konnte, am trockenen Brot, das ihm immer wieder das Zahnfleisch vor allem an den empfindlichen Stellen an den Weisheitszähnen aufriss, gütlich und ging sofort anschließend in ein Café, um seinen morgendlichen Capuccino zu trinken. Das Café lag gleich an dem Platz, an dem G. am Tag zuvor sein Auto geparkt hatte und wo sich aus einem zum Platz führenden Fenster eine Frau gelehnt hatte, was G. unbedingt in Entzücken hatte geraten lassen. Er meinte nämlich, sie hätte ihn bemerkt.

Nach dem Capuccino machte sich G. , der auf saubere Darmverhältnisse besonderen Wert legte - das beschmutzte Stehklo in der Bar hatte er nicht benutzen wollen -, wieder auf den Weg zu seiner Unterkunft, um sein Morgengeschäft zu erledigen. Danach schlenderte G. – einsam wie er war – zu dem fast vor dem Haus, in dem sich sein Quartier befand, liegenden Busparkplatz, um von dort aus die Stadt, in die er am Abend zuvor gekommen war, zu begehen. Er wollte ja Stoff für sein Tagebuch sammeln.

Die Stadt hatte einen Dom und ein Theater, das aber an diesem Vormittag noch geschlossen war, so dass G. noch einige Zeit hätte warten müssen, wenn er HENZES Kinderoper hätte erleben wollen. Dafür stand der Dom immerhin am höchsten Punkt des Berges und fasste mit den ihn umgebenden Palazzi einen schönen Platz ein, der kleiner und dennoch weiter war als der Platz Sienas. Aha, dachte G., Renaissance bedeutet in Italien offenkundig nicht nur

Prachtentfaltung in den großen Zentren, in denen die Medici und ihre Rivalen so bestimmend waren, sondern auch in kleineren Städten. Auf seinem Weg durch die engen Gassen wurde G. von Düften süßen Teigs verlockt. Als er ihnen nachgegangen war, gelangte er an eine kleine Bäckerei, in die man von der Gasse aus bis in die Backstube blicken und sehen konnte, wie die Zutaten gemischt wurden und wie die Bäcker arbeiteten und wie die Teige in den Ofen geschoben wurden. Dieser Laden gefiel G. ausgezeichnet und auch, dass man die Arbeiter so ungeniert bei ihrer Arbeit betrachten konnte und sie so herrlich unter Kontrolle hatte. Das wollte er dem Herzog schreiben. G. vergaß es später. Er überwand sich schließlich nach seinem ausgiebigen Beobachten und ging in den Laden hinein, wo ihn der warme anheimelnde Duft des frischen Ostergebäcks umfing und ihn die runden mandelbestreuten Osterringe verlockten. G. vermutete eine Köstlichkeit, die er sich angesichts dieses Dufts einfach leisten zu müssen glaubte. Also griff er beherzt in seine Reisekasse und erstand das mürbe Hefengebäck. Nichts anderes war diese süße Versuchung. Immer wieder naschend setzte er seinen Erkundungsspaziergang durch die Stadt fort und notierte immer fleißig auf das mitgenommene Papier von den Bauwerken und Steinen, die er zu sehen bekam, um dann ganz harmlos der Frau von Stein berichten zu können als Liebender, der immer nur an sie dachte, wenn er nicht gerade vor interessanten Steinen, die er vorher noch nie gesehen hatte, stand. Bewunderung rief bei ihm hervor, wenn er sah, wie es die Italiener schafften, selbst in den schmalsten Gassen und kleinsten Häusern ohne weiteres Garagen unterbringen und darin auch noch Autos abstellen konnten. Ein wichtiger Grund liegt sicherlich darin, dachte G., dass die Maße in Italien wesentlich kleiner sind als in Thüringen.

Er musste sich an die Lektüre des Livius machen. Eigentlich hätte er das auch bequem im Zimmer seines Quartiers tun können, doch empfand er so etwas wie eine moralische Verpflichtung, sich wenigstens in Italien so oft wie möglich im Freien aufzuhalten. Er wollte am Egmont arbeiten. Doch ihm fehlte ganz einfach immer noch die Bresche in der römischen Geschichte. So saß er also im Park der italienischen Stadt und las Livius. Manchmal, wenn ihn der zu sehr ermüdete – er war ja wirklich ziemlich trocken und langweilig - griff er ersatzweise zum Plutarch, der auch nicht besser war. Trotz der vorherigen Naschereien war er schon wieder hungrig. Da dachte er an einen der Sätze, die er in der Schule gelernt hatte, *plenus venter non studet libenter**, und verbiss sich in den Text. Es war schwierig, das alles zu verstehen, vor allem deshalb, weil G. natürlich nur den Originaltext heranziehen durfte. (Was hätte sonst die Nachwelt von ihm gedacht.) Trotzdem er so beschäftigt war, schweiften seine Gedanken immer wieder ab zum Essen. Doch die ihm von der dicken Zimmerwirtin empfohlene Trattoria, in der es recht einfach zugehen sollte, das Essen jedoch delikater genannt werden können sollte, würde erst um acht Uhr abends öffnen. Also wendete er notgedrungen ein sorgfältiges Auge auf die verschiedenen Stile der Völker und die Epochen dieser Stile in sich. Er dachte, man könnte Jahre sehen und würde noch immer neue Bestimmungen finden, es ist zu sehr Stückwerk, was uns übrig bleibt. Deshalb übte er sich darin – sein Namensgedächtnis war gelinde gesagt katastrophal – die verschiedenen Gottheiten und Helden ein ums andere Mal zu repetieren. Als ihm bei dem vielen Repetieren die Buchstaben durcheinander kamen, entdeckte er in den Wörtern neuen Sinn und die Konkrete Poesie, die zuletzt Ernst J. in unnachahmlicher Weise entdeckt, und als seine Erfindung ausgegeben hat, und die Peter A., ein berühmter Dichter aus Bremen, in verschmitzter Art fortgeführt hat. All das war natürlich schon bei G. – wegen seiner bislang unbekanntem Gedächtnisschwäche - da, wie könnte es anders sein, und er musste zugeben, dass in den Namen ein Sinn verborgen war, der nicht ausgesprochen war und der nicht auszusprechen ist, wovon er deshalb auch nicht reden wollte, es sei denn, er könnte es heimlich seinen Freunden sagen. Doch das wollte er erst tun, wenn er sich selber sicherer fühlte. Wie man heute weiß, hat er sich darin nie so sicher gefühlt, dass es die Freunde erfahren hätten. Als die Sonne aufhörte, ihn mit ihren

* Ein voller Bauch studiert nicht gerne

warmen Strahlen zu versorgen, wurde es auch G. trotz Italien zu kühl, weiterhin auf der Parkbank sitzen zu bleiben, und er packte seine Utensilien in dem unvermeidlichen Wachstuch zusammen. Lauernden Blicks ging er an der avisierten Trattoria vorbei und lugte, ob sie eventuell schon vor der Zeit geöffnet hätte. Da dies nicht der Fall war, entschloss er sich, vorher in einer Bar noch einen Aperitif zu nehmen.

Das Essen in der Trattoria war tatsächlich ausgezeichnet, der Wein schmeckte hervorragend und G.'s Laune war fast vorzüglich. Was ihm fehlte, war die prickelnde Anwesenheit eines Weibes, das ihn bewundert hätte. Dennoch, diese Art des Essens, das sich über bald zwei Stunden hinzog, obwohl es nicht gerade feudal zu nennen war, entsprach genau den Vorstellungen, die G. von italienisch Essen hatte. Die rothaarige Bedienung war ungeheuer freundlich und ihre italienische Aussprache beim Herzählen der zur Auswahl stehenden Gerichte entzückend. Zu gern hätte er ihr an einer verfänglichen Stelle einen kleinen Kniff versetzt, doch er musste, als seine Hand schon juckte, an den Satz denken, den ihm eine Bekannte, er konnte sich gerade nicht an ihren Namen erinnern, ins Antlitz geschleudert hatte, als er ein derartiges kleines Scherzchen gewagt hatte: ich bin weder billig noch schön, außerdem kann ich allein nach Hause gehn.

Bei dem Kniff hatte er sich gar nichts weiter gedacht. Blöde Zicke, war ihm damals durch den Kopf gegangen und er hatte sich gefragt, ob dieser merkwürdige Reim möglicherweise eine besonders kokette Form der Abweisung hätte gewesen sein können, die er damals nur nicht verstanden hatte. Vorbei, aus dem Auge, aus der Stirn, sagte sich G. und wandte sich der schließlich präsentierten Rechnung zu.

Was sollte er nun mit dem angebrochenen Abend beginnen? Nach kurzer Überlegung entschied er sich für die fast in einem Keller liegende Bar des gestrigen Abends, die den schönen Namen Brozzo trug. Dort nahm er bald darauf sein Plätzchen an einem der drei Tische ein. Er saß vor einer Flasche des saueren Hausweins, spähte nach Frauen aus, fand aber keine, weil keine da war und so blieb ihm nichts anderes übrig als ein Blatt Papier hervorzuziehen und zu schreiben. Er kannte keine andere Möglichkeit, sich vor den Leuten, die die Bar besuchten, zu produzieren. Vielleicht konnte er auf diese Weise das bisschen Aufmerksamkeit erregen, die er immer brauchte. Er schrieb also: Nachdem die Zeit von der Zeit zeitliche Distanz geschaffen hat, wäre es eine Lüge zuviel, so weiterzufahren wie bisher. Die Distanz fordert Tribut. Es soll nichts beschönigt werden. Keine plumpen Abbilder der Wirklichkeit. Sie verdoppeln die Leiden nur. Keine Förderung der Scheinwelt, keine Verdoppelung vom Papier weg, sie machte das Leben des Alltags zum Spott. Nein, der Lüge keinen Vorschub leisten. Eher eingestehen, dass die Distanz manche Stränge verschiebt, Wahrheiten durcheinander fließen, Tatsachen sich vermischen und Lüge sowie Ekel produzieren. Lieber zugestehen, dass gerafft wird, durcheinander gewürfelt wird, wenn auch ohne Absicht. Doch die Distanz ist zu groß und keiner schwebt in luft- und geschichtsleerem Raum. Eher eingestehen, dass die beschriebene Wirklichkeit sich unterscheidet, damit nicht einer sagen könne, sieh her, so kann es auch sein...

An jenem Karfreitag des Jahres 1786 saß also der Mann, den sie G. nannten, in der Bar Brozzo und schrieb tiefsinnige Gedanken auf, die ihm im Grunde fremd waren. In der Bar herrschte Freitagabendandrang. Dabei war es an diesem Freitag für alle schön, immer wieder einen Blick in den unermüdlich flimmernden TV werfen zu können, wo sich der Papst reichlich abmühte, seinem Kult ein feierliches Aussehen zu verleihen, indem er zu nächtlicher Stunde in Fackelschein und Halogenlicht im römischen Colosseum munter herumzelebrierte. Leider war es in der Bar reichlich laut und ganz schön beschwerlich, die feierliche Handlung mitzubekommen. Der einzige, der überhaupt an einem Tisch saß, war G. Falls jedoch einmal die Gespräche in der Bar zu versanden drohten, war jeweils fast wie bestellt eine weibliche

Fee auf einen kurzen Besuch in dem Raum, so dass die Männer ihr kennerische Blicke hinterhersenden konnten, wenn sie fluchtartig den Raum wieder verließ, und über deren vorstellbare Qualitäten neuer Stoff für Gespräche im Übermaß zurückblieb. Und jetzt hatten sich drei wirklich lockere junge Leute am Nebentisch platziert. Sie erkannten ihn natürlich nicht. Was sollte man auch schon von jungen Leuten anderes erwarten. Dabei hätte er wetten können – und die Wette hätte er gewonnen! –, dass die drei Deutsche waren. Sie beugten sich über den geöffneten Geldbeutel, eine alte Kassierertasche, bemerkte aufmerksam beobachtend G., endlich erhob sich einer von seinem Platz und ging zur Theke, von wo er mit Whiskey, Vermout und Kaffee zurückkam. Sie setzten sie sich vor dem Fernsehgerät zurecht und nahmen grinsend und feixend an den Handlungen des heiligen Vaters teil. G., der den Heiligen Vater im Fernsehapparat sah, musste an die Episode im Petersdom vor einigen Wochen denken. Er war dabei fast (wie man zu sagen pflegt) über den Papst gefallen. Nach dem Essen war er in der Kirche herumgegangen und hatte die schönen Steinarten, womit alles dort verziert ist, betrachtet. Tischbein, sein Freund und Ciccerone, zeigte ihm gerade einen vorzüglich schön gezeichneten Alabaster, eigentlich gewöhnlicher Kalkspat, an einem Grabmal, als er dem Gefährten aufgeregt ins Ohr flüsterte, da ist der Papst. Seine Heiligkeit kniete wirklich in langem weißem Gewand mit der roten Schnur an einem Pfeiler und betete. Die Monsignores vom Gefolge, von denen einer den roten goldbesetzten Hut hielt, standen mit ihren Brevieren nicht weit davon herum und unterhielten sich grinsend. Und anstatt einer feierlichen Stille machten die Leute, die die Peterskirche zu reinigen haben, einen Lärm ohnegleichen. Das machen sie nur, G. begriff das sofort, damit der Papst sie und ihren Fleiß bemerken sollte. Denn als er weg war, gaben sie sich ungeniert wieder der herrlichen Stille und dem Müßiggang hin. Nachher hatte ihm allerdings Tischbein erzählt, dass das gar nicht der eigentliche Papst gewesen sei, sondern nur einer von siebenunddreißig Papstdarstellern. Denn überall könne der Papst, der ja schon alt und verbraucht sei, gar nicht sein. Um dennoch den Romtouristen ein unvergessliches Erlebnis zu beschern, werde alle halbe Stunde einer der Papstdarsteller in die Kirche geschickt, um sich zufälligen Besuchern zu zeigen. Alles sei sorgfältig einstudiert und die Darsteller arbeiteten im Schichtbetrieb. Doch sei es natürlich trotzdem toll, dass G. dieses einmalige Erlebnis haben durfte, denn, und das gehöre zur Show, auch der ordentliche Papst mache Schichtdienst und man könne deshalb nie sicher sein, ob nicht vielleicht doch der echte beim Schaubeten da gewesen sei.

G. war noch ganz gedankenverloren, als er den Maler auftauchen sah. Er hatte diesmal nur seine Kreuzigung unterm Arm. Bereits am Vorabend war der Maler in der Bar gewesen und hatte seine Werke angeboten. Deswegen kannte ihn G. schon. Als am Abend zuvor niemand auf seinen Verkaufswunsch eingegangen war, hatte der Maler, sei es aus Wut oder sonstigen undurchschaubaren Gründen, eines der Bilder genommen, es aus dem eingewickelten Zeitungspapier geholt und die Leinwand aus dem Rahmen geschnitten, den bemalten Stoff dem Wirt geschenkt und sich den Rahmen über den Kopf gestülpt und war dann in dieser Verkleidung laut schimpfend aus der Bar gelaufen. Heute hieß ein Bild, das er gestern schon gezeigt und angepriesen hatte, nicht mehr Kreuzigung. Heute hieß es Rom. Ach was. Später war sein Titel Palermo. Dann Napoli. Milano. Schnell hatte der Maler die Situation in der Bar überblickt und schon bot er den drei ihm Unbekannten das Werk an. Da keiner der angesprochenen Deutschen, jetzt war es offenbar, als Käufer in Frage kam, weil sie kein Italienisch verstanden, musste sich der Maler Alessandro – kein anderer war es nämlich – wohl oder übel wieder wie am Abend zuvor an G. wenden. Mit bedrückender Hartnäckigkeit, er musste die Wahlverwandschaft gespürt haben, drückte er G. immer wieder das Bild in die Hand, denn Alessandro wollte das Bild unbedingt loswerden. Wie lange war er schon damit herumgelaufen, ohne dass einer einen Blick für seine Kunst, für Kunst überhaupt gehabt hätte. G. hatte den Eindruck, der Maler brachte seine Bilder nur deshalb an, um seine Vorstellung, seinen Auftritt zu haben und andere nach seinem Willen agieren zu lassen. Das war G. zutiefst

zuwider. Doch vor dem versammelten Kneipenpublikum konnte er seinem Empfinden nicht freien Lauf lassen. Wie herrlich locker trägt der Papst das schwere große Kreuz, schöne Aufnahmen, dachte G. und starrte angeregt in den Fernsehapparat. Sein Verhalten drückte dem Maler gegenüber äußerste Ignoranz aus. Endlich ging Alessandro. G. starrte weiter wie gebannt in den Flimmerapparat. In seinen Augenwinkeln sah er, dass der Maler völlig aus einem Gesichtskreis verschwunden war. Aber er kam wieder. Zu früh gefreut, dachte G. Seltsame Anziehungskraft, dachte er weiter. Da wollte er, dachte er zumindest mit einem Seitengedanken, anders sein, sich nicht einfügen, keine Uniform tragen, auch keine uniforme Tarnkappe und dann kam einer, dem alle in der Stadt sein Anderssein bestätigten, immer wieder zu ihm. Es war entsetzlich.

Alessandro kam entschlossen auf G. zu. Er hielt ihm das Bild hin, legte es auf den Tisch, drehte sich weg, wollte ohne das Bild gehen, kehrte aber auf dem Absatz elegant um und hielt die Hand darauf. Wiederholung der Szene. Er nahm das Bild, hielt es G. vor die Nase, und sagte nur: „Roma!“ G. schüttelte den Kopf, lachte gezwungen. Die Menschen am Tresen lachten auch. War G. das peinlich! Plötzlich zog Alessandro ein Taschenmesser von beachtlicher Größe aus der Jackentasche, klappte es auf, die Klinge war zur Hälfte abgebrochen, nahm das Bild, setzte die Klinge an und schnitt am Rahmen entlang das Bild heraus. Dabei führte er die Klinge immer zu G.'s Körper hin, dem deshalb leicht unwohl zumute wurde. Die Klinge könnte ausgleiten, dachte G. verschreckt. Alessandro nahm die nun aus dem Rahmen geschnittene Leinwand und legte sie vor G. auf den Tisch. Er wolle dafür einen Kaffee, sagte er. Es wurde hörbar ruhiger in dem Raum. Die meisten Anwesenden blickten jetzt zu dem merkwürdigen Touristen, dessen Gesicht ihnen irgendwie bekannt vorkam. G. zog eine Geldbörse aus der Gesäßtasche seiner Hose und gab dem Maler 100 Lire. Der wollte mehr. G. schien die Lage nicht mehr zu überblicken, denn er nahm die Nickelstücke aus seinem Geldbeutel und legte sie, vier oder fünf, dem Maler hin. Alessandro lachte schrill, strich die Geldstücke in seine Hand und verschwand eilig zwischen den unvermittelt dicht gedrängten Menschenleibern um sie herum. G. blickte verwirrt in den Raum und auf die ihn beobachtenden Menschen. Blitzartig durchzuckte es ihn: die Nickelstücke waren 200-Lire-Stücke! Über 1000 Lire hatte er also bezahlt! Süßsauerlich verzog er sein Gesicht zu einem Grinsen. Da kam Alessandro zurück. Er legte die Münzen auf den Tisch. Und G. entblödete sich nicht, die Münzen mit einem Gefühl der Erleichterung einzustreichen und dafür dem Maler das Bild hinzuhalten. Alessandro nahm es, zog einen Bleistift aus der Jackentasche und schrieb in großen Buchstaben auf die Rückseite der Leinwand: DINO D'ALESSANDRO DINO und darunter: 2121808182838485 Das sei seine Telefonnummer, sagte er, G. das Bild reichend. Dann forderte Alessandro 100 Lire. G. benahm sich endlich vollends daneben. Er kramte in seinem Geldbeutel das silbrige 100-Lire-Stück heraus und legte es auf den Tisch. Der Maler lachte und verlangte nun 1000 Lire. G. blieb sie ihm schuldig. Das Ende vom peinlichen Lied war, dass G. schließlich ein Bild besaß, für das er keinen Heller bezahlt hatte.

Als G. sich diese Nacht auf sein Lager legte, war er so übellaunig und depressiv, dass er trotz des nicht unerheblichen Genusses roten Weins Schwierigkeiten hatte einzuschlafen.

Am nächsten Morgen war es nun so, dass G. es angesichts der wunderbaren toscanischen Sonne nahezu als Sünde begriffen hätte, sich in der Stadt auf dem italienischen Berg herumzutreiben und immer nur Steine zu sammeln und sich derart die kalten Winde um den Körper streichen zu lassen. Weil das so überaus einsichtig war, nahm sich G. vor, endlich eine kleine Wanderung ins Tal und die freie Landschaft zu unternehmen. Dorthin wollte er laufen, wohin bisher nur seine Blicke spazieren gegangen waren.

G. hatte das Gefühl, dem Bild, das er sich von sich machte, hinterherzulaufen. Vor allem in einem Punkt, der Männlichkeit. Er wollte seinen Anforderungen von Männlichkeit, die er für geziemend hielt, entsprechen und verachtete sie gleichzeitig. Wo war die Möglichkeit, wo die Hilfe, dem eigenen Trugbild zu entkommen? G. war, zumindest in dieser Hinsicht, unruhig und rastlos. Er stieg ständig Frauen nach, setzte sich zuweilen an gut einzusehende Plätze und spielte Voyeur. Er genoss es, beglötzt zu werden, obwohl es ihm zugleich unangenehm sein konnte. G. hatte es wirklich schwer mit dem weiblichen Geschlecht. Wenn er schließlich sein Problem nicht allgemein, ja allgemeingültig machen konnte, war ihm gar nicht wohl. Er hatte da vor allem Probleme mit dem Herzog. Denn der Herzog hatte ja Glück bei den Frauen! Nur ihm, G. hatte der süße kleine Gott in den bösen Weltwinkel der nur-geistigen Freuden relegiert. Auch hier in bella Italia: Die öffentlichen Mädchen der Lust waren unsicher wie überall, was ihn störte. Und die Zitellen waren in Italien keuscher als irgendwo, sie ließen sich nicht anrühren und fragten gleich, wenn man ihnen artig tat: *e che concluderemo**? Das störte ihn auch. Das waren böse Bedingungen, denn naschen ließ sich nur bei denen, die so unsicher waren wie öffentliche Kreaturen. Leider verstanden diese Italienerinnen so ganz und gar nicht, was Herz war. Das bekümmerte G. gewaltig. Was blieb ihm da anderes übrig, als sich der Liebe der Männer zu erfreuen? Vorausgesetzt, dass sie selten bis zum höchsten Grad der Sinnlichkeit getrieben wurde, sondern in den mittleren Regionen der Neigung und Leidenschaft verweilte, so musste er sich doch sagen, dass er, wenn er einmal wieder mit sich selber sprach, und gerade war so ein Moment der tiefsten Trauer, dass er die schönsten Erscheinungen dieser Liebe mit eigenen Augen und Sinnen wie ein Naturforscher beobachten konnte. Aber er musste eigentlich fast resignieren, denn er sah sich von der Moral eingeengt und konnte von dieser Materie kaum reden, geschweige denn schreiben. Also wandte sich der frierende G. einer anderen Materie zu, über die zu schreiben er sich traute und die ihn von seinen schwermütigen Gedanken abzulenken versprach, seinen Egmont. Vor einem Café fand er ein windgeschütztes, aber sonnenbeschiedenes Plätzchen, an dem er sich niederlassen konnte und sein hervorgezogenes Stück Papier mit krausen Gedanken vollkritzeln konnte. Im Übrigen hatte G. eine ganz schöne Schrift. Deshalb war er auch so erbost, als er die Nachahmung seiner unnachahmlichen Schrift erkennen musste, nachdem er einen Brief des Herrn von Stein aufgerissen hatte, der ihm mit reitendem Boten nachgesandt worden war. Jetzt saß er also vor dem italienischen Café und kaute gedankenverloren am Ende seiner Gänsefeder so lange herum, bis er einzelne Federhärchen in seinem Mund spürte, die er wild fluchend und spuckend schadlos zu entfernen trachtete. Gleich würde er schreiben.

Allem Wollen zum Trotz hatte G. Hunger bekommen. Also packte er seine Sachen nach einer geraumen Weile, ohne ein Wort geschrieben zu haben, wieder in das berühmte Wachstuch und ging in Richtung Piazza Grande. Dort hatte er eine Pizzeria entdeckt, aus der es schon von weitem würzig nach Oregano duftete.

Als er sich an einem freien Tisch niedergelassen hatte, fiel wie von selbst sein Blick auf die Frau, die am Tisch gegenüber saß. Heiß stieg in ihm bei deren Anblick das Blut derart empor, dass er spürbar rot wurde. Ein Seufzer entrang sich seiner Brust und leise – wenn man ganz genau hinhörte, konnte man die Worte verstehen – brabbelte er vor sich hin: Beim Himmel, dieses Kind ist schön, so etwas hab' ich noch nie gesehn. Der Lippe Rot, ein guter Lippenstift, der Wange Licht, mein Gott, wie sie die Augen niederschlägt, das ist nun wohl zum Entzücken, doch wie stell ich's an, ihre Bekanntschaft zu machen? Tja, da war guter Rat teuer. Doch G. wäre nicht G. gewesen, wäre ihm nicht augenblicklich der Anfang einer passenden Konversation eingefallen. Er erinnerte sich, nachdem er die Bestellung einer Pizza *margherita e rustica* aufgegeben hatte, an das fruchtbare Gespräch mit Tischbein in Rom. Glücklicher Einfall das, dachte G., da ließe sich ein guter Faden knüpfen, der das Ziel erahnen ließe. Als G. seine Pizza erhalten hatte, erhob er sich, nahm seinen Teller und ging ihn vor

* Was wird daraus folgen?

sich her balancierend mit vollendeter Grandezza zum Tisch der Dame, die offensichtlich ohne Begleitung war. Deshalb konnte er meinen, sich das erlauben zu dürfen, was er sich gerade erlaubte. Er verbeugte sich höflich mit dem steif gehaltenen Oberkörper, wobei er den Teller im gleichen Winkel wie den Oberkörper neigte, so dass die kross gebackene Pizza glatt und unversehrt auf dem Tisch der Dame landete, und fragte, ob er ihr Gesellschaft leisten dürfe. Da die Dame (bei der kurzen Ansprache hatte sie sich herausgestellt, dass sie die gleiche Sprache wie G. sprach, was diesen dünkte, es würde ihm die Konversation erheblich erleichtern) nichts dagegen hatte – Ihre Pizza ist ja schon da, sagte sie – konnte er sich setzen. Fast nebenbei mit großer Selbstverständlichkeit streifte er mit einer eleganten Bewegung der Hand die auf dem nackten Tisch liegende Pizza auf den Teller, den er plan zum Tisch hielt. Fast wäre sie ihm durch den Schwung, den er dem Hefefladen gegeben hatte, über den Teller hinaus und in seinen Schoß gefallen. Doch G. war äußerst geschickt und glich die physikalisch wirken wollenden Kräfte aus und konnte endlich den Teller mit der Pizza auf den Tisch platzieren. G. und die Dame aßen schweigsam. Verstohlen betrachtete G. die Frau, der er sich vergessen hatte vorzustellen. Jetzt war es dafür zu spät. Sah sie ihn an, vertiefte er sich heftig mit dem Messer schneidend in seine Pizza. Beinahe wäre ihm das Messer, mit dem er wild im knusprigen Teig herumwühlte, bei einer solch verbergenden Bewegung ausgeglitten. Das hätte ein Unglück geben können und einen Verlust für die Weltliteratur. Er musste endlich handeln. Das Schweigen und das schrille Kreischen des Messers auf dem edlen Industrieporzellan waren kaum länger auszuhalten. G. stellte sich vor, dass er sich ein Herz nahm und sie mutig fragte: Ihre Netzstrümpfe gefallen mir, tragen Sie Zwickel, Strapse oder Halterlose? Wollen Sie nachsehen? könnte die Schöne antworten und ihren Blick tief in die Augen G.'s versenken. Sie musste ihn erkannt haben, durchzuckte es ihn. Bei seiner Berühmtheit war das eigentlich gar nicht verwunderlich. Schwer schluckend wich G. dem Blick aus. Er musste jetzt aufgeblasen rot sein, spürte er. So etwas hatte er noch nicht erlebt. In dieser Situation wusste selbst sein sonst so schnell arbeitender Verstand nicht, welche Signale er geben sollte. Würde er nur nach dem Gefühl in der Hand gehen, müsste er sie ihren Weg finden lassen, doch sein Schamgefühl gab gerade gegenteilige Befehle aus. So kann man doch keine Konversation führen, dachte G. Er musste etwas sagen, spornte er sich an. Er musste unbedingt lächeln. Das wusste er. Doch da kein Lächeln zustande kommen wollte, dirigierte er die Hand, die eigentlich anderes wollte, zu seinem rechten Mundwinkel und zog ihn nach oben. Plötzlich und unerwartet, schien es ihm, stand die Frau auf. Sie bedankte sich so für die freundliche Gesellschaft ohne Worte, wie sie sagte, dass selbst G., der aus seinem frivolen Tagtraum aufgewacht war, die Ironie verstand. In aufrechtem Gang verließ die Unbekannte das Lokal. G. hatte nicht mehr die Kraft, den Anblick ihres Gangs, ihres Pos und ihrer Beine zu genießen, denn er wusste, dass er eine Niederlage erlitten hatte. Er saß da wie ein begossener Pudel. Trotz des Versuchs, auf andere Gedanken zu kommen, war G. nun deprimiert. Schlimme Gedanken verdunkelten sein Denken. Gedankenverloren starrte er auf den Fernsehapparat, in dem ein Film lief, der nichts außer gewisse geschlechtliche Manipulationen zum Inhalt hatte. Er stieß in wilder Verzweiflung den Teller mit den kalt gewordenen Pizzaresten von sich, zog seine Blätter Papier aus dem berühmten Wachstum, nahm einen kräftigen Schluck vom Rotwein, den er missmutig bestellt hatte, setzte die Feder an, tauchte sie versehentlich ins Rotweinglas, leckte sie ab, tauchte sie ins Reisetintenfass und schrieb nicht. Ihm fiel ein, dass er nicht wusste, was er schreiben sollte. Sein Erlebnis war unmöglich zu beschreiben. Da blieb ihm nichts anderes übrig als an seine einzige Geliebte zu schreiben, an seine liebe Katharina Elisabeth: Vor allem muss ich Ihnen sagen, liebe Mutter, dass ich glücklich und gesund hier bin. Meine Reise, die ich ganz im Stillen unternahm, macht mir viel Freude. Ich bin ganz allein und unbekannt, auch achte ich eine Art Inkognito. Wie lange ich bleibe, weiß ich noch nicht, es wird darauf ankommen, wie es zuhause aussieht. Auf alle Fälle gehe ich über die Schweiz zurück und besuche Sie. Heute habe ich nicht die

Zeit, viel zu sagen, nur wollt ich, dass Sie schnell die Freude mit mir teilten. Ich werde als ein neuer Mensch zurückkommen und mir und meinen Freunden zu größerer Freude leben...

Begonnen 1980, überarbeitet 1985, neuerlich bearbeitet 2009, abgeschlossen Februar 2010 mit Dank an Tim Schomacker und die Teilnehmerinnen und Teilnehmern an der „work in progress“ Lesung in der Bremer Stadtbibliothek für die Hilfe bei der Lösung des Schlussproblems.